

A close-up, profile view of a woman with light blue eyes, wearing a light blue headscarf and a white, textured robe. She is looking out a window with white curtains. The lighting is soft and natural, coming from the window.

Marina Roggenkamp

Rezidiv

Mein Krebs ist wieder da
- und ich hasse ihn

Autobiografie

DeBehr

wenn Sie das Gefühl haben, dass Sie wirklich so gut wie gar keine Luft bekommen, nutzen Sie bitte das Sauerstoffgerät, das hinter Ihnen ist, und bitte nur dann.“

„Warum nur dann?“, fragte ich sie. „Weil Sie sich sonst davon abhängig machen“, sagte sie, „aber Sie sollen selbstständig atmen. Man gewöhnt sich sehr schnell an so ein Sauerstoffgerät. Das ist aber nicht der Sinn der Sache. Sie sollen zukünftig mit dem Lungenvolumen, das Sie jetzt noch haben, zurechtkommen. Also bitte mindestens zehnmal am Tag mit dem anderen Gerät üben, üben und noch mal üben, bis Ihre Lunge wieder genug Kraft hat.“

„Wie lange kann das dauern?“, fragte ich sie. „Zu 100 Prozent“, sagte sie, „wird Ihre Lunge leider nie wieder richtig arbeiten, denn es fehlt ein ganzer Lungenlappen, und die Lunge wächst nun mal nicht nach. Also gilt es jetzt einfach, sie von Anfang an zu trainieren, jeden Tag aufs Neue.“

„Na toll!“, dachte ich, „hätte ich das gewusst, hätte ich die Operation nicht machen lassen.“ Das kam jetzt zu den anderen Beschwerden, die ich durch die erste Behandlung hatte, erschwerend hinzu. Das waren wirklich tolle Aussichten. „Ist das denn dann wirklich noch ein Leben?“, überlegte ich mir. Aber jetzt hatte ich die Operation geschehen lassen, also musste ich gucken, wie ich damit zurechtkam.

Am Nachmittag rief mein Freund an und fragte endlich nach, wie es mir ginge. Er log mich an und erzählte mir, er habe am Vortag schon angerufen, was überhaupt nicht der Wahrheit entsprach. Das hatte die Krankenschwester gesagt, dass eben niemand angerufen hätte. Das passte wieder zu ihm. Er hatte mich schon öfter angelogen. Jedoch sagte ich ihm nicht, dass ich dies wusste. Ich wollte nicht sofort wieder Streit haben, das brachte nichts und führte auch zu nichts.

Er war eben so, wie er war.

Mein Freund erzählte mir, dass mein Hund nichts fressen wollte, und dass er ihm, falls er bis zum Abend nichts gefressen hätte, doch Nassfutter geben würde. Mein Freund wollte immer, dass mein Hund nur Trockenfutter bekam. Ich jedoch gab meinem Hund beides, Trockenfutter und Nassfutter. Ich hatte im Internet gelesen, dass nur eins von beiden für einen Hund nicht gesund wäre. Die Tiere sollten immer beides bekommen, und das leuchtete mir auch ein. Ich hätte mir denken können, dass er Wuffi auf Trockenfutter umstellen wollte, wenn ich nicht da war. Er wollte immer seinen Willen durchsetzen, und es sollte alles so laufen, wie er es sich vorstellte.

Doch bei Wuffi tat ich das, was ich wollte und ich für richtig hielt. Bei meinem Hund konnte ich kein Pardon und machte auch keine Kompromisse. „Dann gib ihm bitte Nassfutter“, sagte ich zu ihm, „der Hund muss doch was fressen.“

„Ja“, sagte er, „wenn er bis heute Abend nichts angerührt hat, gebe ich ihm das Nassfutter. Es ist jetzt schon der dritte Tag, an dem er nichts frisst. Jetzt sollte er das langsam mal tun!“

„Was“, rief ich aus, „schon der dritte Tag?“

„Ja“, sagte er, „er will einfach das Trockenfutter nicht fressen.“ Mein armer, armer Hund, was er jetzt erdulden musste, wo ich nicht da war, es tat mir in der Seele weh. Wir beendeten das Telefonat, denn ich hatte schon wieder genug von meinem Freund. Er wollte wirklich jedem seinen Willen aufzwingen, selbst meinem Hund.

An diesem Tag durfte ich endlich etwas essen, auch wenn ich den Krankenhausfraß wirklich nicht mochte, aber hungern konnte ich auch nicht. Allerdings bekam ich erst mal nur ein Süppchen, was nach einer Operation aber normal ist. Am nächsten Tag stand ich schon alleine auf, ging ins Bad und machte mich alleine fertig. Es ging alles sehr, sehr viel langsamer und strengte noch extrem an. Immer wieder musste ich mich hinsetzen, weil ich das Gefühl hatte, sonst umzufallen. Die Luft war ständig zu knapp. Zwar trainierte ich wirklich viel mit dem Gerät, aber eine Verbesserung war nicht zu merken. Ich pustete sehr oft in dieses Gerät rein, aber aus meiner Sicht tat sich in meiner Lunge nichts: Ich bekam weiterhin sehr wenig Luft.

Drei Tage später kam, wie jeden Morgen, eine Schwester und sagte, wir sollten jetzt bitte nach unten zum Röntgen gehen. Als sie aber sah, dass ich mich bereits alleine fertiggemacht hatte, sagte sie zu mir: „Ach, Madam, wenn Sie schon so gut laufen können, könnten Sie ihre Bettnachbarin im Rollstuhl mit nach unten schieben?“ Ich dachte, ich höre wohl nicht richtig, und antwortete ihr, dass ich das ganz sicher nicht tun würde, schließlich wäre ich eben auch erst frisch operiert worden, und so gut ginge es mir mit Sicherheit auch noch nicht.

Diese eine Schwester war wirklich unmöglich, ihr war offenbar alles zu viel. Sie war mir in den vergangenen Tagen schon öfter aufgefallen, da sie für alles ständig einen Dummen suchte, der für sie ihre Arbeit machte. So wie auch jetzt wieder. Da war sie aber bei mir an der falschen Adresse. Eine Auszubildende brachte dann mich und meine Bettnachbarin nach unten zum Röntgen. Also hatte diese, in meinen Augen faule Schwester, mal wieder eine Dumme gefunden, die ihr die Arbeit abnahm.

Das Ergebnis der Röntgenuntersuchung sollten wir erst bei der Visite erfahren. Als ich wieder oben in meinem Krankenzimmer war, fühlte ich mich vollkommen erschöpft und ließ mich wie ein nasser Sack ins Bett fallen. Mir ging es wirklich gar nicht gut.

Am Nachmittag kam die Physiotherapeutin und wollte mit mir Gymnastik machen, damit sich keine Thrombose einschlich. Jedoch ging es mir nicht besonders. Ich fühlte mich schwach, und mir war total übel. Irgendetwas stimmte nicht mit mir.

Ich schleppte mich nur so durch den Tag. Jedoch war die Physiotherapeutin noch eine junge Göre. Als ich ihr sagte, dass ich definitiv nicht nach ihren Anweisungen bewegen könnte, meinte sie sinngemäß, dass manche Patienten einfach nur nicht wollten. Meine Nachbarin sah allerdings, wie elend es mir ging. Sie riet mir: „Rufen Sie doch nach den Schwestern, die sollen Ihnen irgendwas geben.“

„Nein“, sagte ich, „irgendwie wird es schon gehen.“

„Besonders gut sehen Sie aber nicht aus“, antwortete sie. „Ich fühle mich auch nicht besonders“, gab ich zurück.

Gegen Abend kam dann der Arzt noch mal ganz kurz zu mir, um mir zu sagen, dass die Röntgenaufnahmen ganz gut wären, es sei nichts Negatives darauf zu sehen. So ging der Tag vorüber, doch mir ging es immer schlechter. Nochmals sagte meine Bettnachbarin, ich solle doch die Schwestern rufen und ihnen sagen, wie schlecht es mir ginge. „Nein, nein“, erwiderte ich, „dem Personal ist doch sowieso alles zu viel, und es wird schon irgendwie gehen. Morgen wird schon alles besser sein.“

„Na, wie Sie meinen“, gab meine Bettnachbarin zurück.

Ich schlief nun wieder sehr viel, weil es mir körperlich immer schlechter ging. Ich schob es auf die Operation, da sie eben sehr anstrengend war.

Am nächsten Morgen, als die Visite kam, lag ich in meinem Bett wie erschossen. Wie immer fragte der Arzt, wie es mir denn ginge. „Möchten Sie eine ehrliche oder eine höfliche Antwort?“, gab ich zurück. „Natürlich eine ehrliche“, antwortete er. „Na ja, wird schon werden!“, erwiderte ich. „Wenn alles gut läuft“, sagte er, „dürfen Sie am nächsten Wochenende nach Hause. Da muss aber wirklich alles gut laufen“, sagte er und ging weiter zu meiner Bettnachbarin. Nächstes Wochenende erst? Das war noch so lange hin. Wir hatten jetzt erst Samstag, also noch eine komplette Woche.

Mein Zustand verschlechterte sich zusehends. Ich kam aus meinem Bett fast überhaupt nicht mehr raus. Wenn ich auf die Toilette musste, schleppte ich mich regelrecht dorthin und dann im wahrsten Sinne des Wortes wieder zurück ins Bett.

Gegen Abend besuchte die Stationsärztin meine Bettnachbarin, schaute auch zu mir, und sie sah sofort, wie schlecht es mir ging. Sie kam zu mir rüber, griff mir an die Stirn, fühlte meinen Puls und geriet total in Panik. Sie klingelte nach einer Schwester. Als diese gekommen war, sagte sie zu ihr: „Holen Sie sofort ein EKG-Gerät, und bringen Sie mir eine Spritze.“ Sie nannte das Medikament. „Sieht denn hier niemand, wie schlecht es dieser Patientin geht?“, rief sie entrüstet aus. Auf einmal rannten die Schwestern wie aufgescheuchte Hühner durch die Gegend.

Als das EKG-Gerät neben meinem Bett stand, schloss mich die Ärztin sofort daran an. Sie schaute sich dann das Ergebnis an und seufzte erleichtert auf. „Das Herz ist zum Glück noch nicht angegriffen“, sagte sie, „ich dachte schon, Sie hätten einen Herzinfarkt gehabt, so wie Sie aussehen.“

Unverzüglich erfolgte noch eine Blutabnahme, und wie sich nach dem Laborbericht später herausstellte, hatte ich mir wieder mal eine bakterielle Infektion eingefangen. Es hatte mich zum zweiten Mal hier in Erlangen mit einer Infektion erwischt. „Wir werden Ihnen jetzt hochdosierte Medikamente geben, um die Infektion in den Griff zu bekommen“, sprach die Ärztin zu mir „und die Schwestern sollen stündlich nach Ihnen gucken.“

Nach zwei Tagen Einnahme dieser hochdosierten Medikamente gingen meine schlechten Werte trotzdem nur sehr langsam zurück. Das gleiche Spiel wie damals, die Infektion hatte mich voll erwischt. „Sehen Sie“, sagte meine Bettnachbarin, „hätten Sie nur früher nach der Schwester gerufen, wie ich es Ihnen gesagt habe.“ Ja, vielleicht hatte sie damit recht, aber jetzt war es nun mal so. Ich fragte mich nur, wo ich mir die Infektion nur zugezogen haben könnte, oder wer hier von den Schwestern wieder irgendwelche Bakterien mit sich rumschleppte. Ich fühlte mich extrem müde, schlapp und total kraftlos, so als würde ich wirklich jeden Moment den Löffel abgeben.

In den nächsten Tagen verließ ich kaum mein Bett. Irgendwann ging die Zimmertür auf, und herein kam der Bekannte aus Fürth, der mich damals schon in Erlangen während meiner Chemo-Zeit besucht hatte. Er war ein langjähriger Bekannter von mir. Ich konnte mich über diesen Besuch gar nicht freuen, dafür ging es mir noch viel zu schlecht. Er setzte sich an mein Bett und fragte mich, ob er etwas für mich tun könnte, ob er mir etwas zu essen holen sollte oder sonst irgendetwas. „Nein“, sagte ich, „ich brauche nichts.“ Er fragte dasselbe noch ein paarmal, und langsam wurde ich ungeduldig: „Wenn ich nein sage, dann

meine ich auch nein“, entgegnete ich ihm. „Das ist zwar nett von dir, aber auch wenn du mich noch 30-mal fragst, ich möchte nicht, dass du mir irgendetwas holst.“

„Als du damals in Erlangen in der Klinik gelegen hast“, sagte er, „war das aber ganz anders. Da wolltest du gerne, dass ich dir etwas zu essen hole.“ Ihm fehlte in meiner jetzigen Situation absolut jegliches Einfühlungsvermögen. „Ich bin dieses Mal operiert worden“, sagte ich zu ihm, „die haben mir ein Stück Lunge herausgenommen, und ich habe mir gerade eine bakterielle Infektion eingefangen. Das ist doch etwas ganz anderes!“ Doch er wollte es einfach nicht verstehen, warum auch immer. Er wollte mir wahrscheinlich etwas Gutes tun, damit er sich selbst wieder gut fühlen konnte. Jedoch ging es mir dieses Mal einfach viel zu dreckig. Ich war operiert worden und war durch die bakterielle Infektion nur froh, wenn ich im Bett liegen konnte und wenn man mich in Ruhe ließ. Mein Bekannter blieb dann auch nicht lange, weil er beleidigt war, dass ich ihn so angefahren hatte. War mir aber egal, denn ich war hier die Patientin, nicht er der Pflegebedürftige. Und wenn ich einmal sagte, dass ich nichts wollte, dann musste das reichen.

Soweit es meine Gesundheit zuließ, machte ich täglich die Übungen für meine Lunge, doch eine Verbesserung konnte ich noch immer nicht feststellen.

Als die Ärzteschaft wieder mal zur Visite kam, fragte ich ihn abermals, wann ich denn endlich nach Hause könnte. „Mal schauen“, sagte er „wenn sich Ihre Werte bis zum Wochenende stabilisiert haben, dürfen Sie am Wochenende nach Hause.“

„Ich muss das aber bis spätestens Freitag wissen“, sagte ich jetzt zu ihm, „denn mein Freund muss das auch einplanen. Denn am Samstagabend läuft Boxen, und da will er unbedingt hin.“ Die Ärzte schauten sich an. „Wer boxt denn gegen wen?“, fragte der eine Arzt den anderen. Beide schauten mich fragend an. „Keine Ahnung“, sagte ich, „ich bin absolut kein Box-Fan.“

„Na, dann sehen Sie mal zu, Madam, dass Sie bis Freitag wieder auf die Beine kommen und Ihre Werte stabil sind, dann kann Sie Ihr Freund am Samstag abholen“, sagte der Chefarzt noch mal.

Wenn ich am Samstag nach Hause durfte, waren es schon wieder zwei Wochen, die ich in der Klinik verbrachte. Ich konnte diesen Krankenhausgeruch nicht mehr ertragen, dieses Krankenhausesessen nicht mehr riechen, die Schwestern und auch die Ärzte nicht mehr sehen. Ich hatte eine regelrechte Ärzte- und Krankenhausphobie. Es war langsam wirklich genug, einfach genug. Ich fühlte mich immer noch total schlapp und erschöpft, aber ich wollte trotzdem nach Hause, nach Hause zu meinem Hund und in meine gewohnte Umgebung. Ich konnte noch nicht einmal länger mit meinem Freund oder sonst irgendetwem telefonieren.

Alles strengte mich extrem an, egal was. Ich japste stets nach Luft wie ein Fisch auf dem Trockenen. Ob ich überhaupt jemals wieder richtig auf die Beine kam? So langsam zweifelte ich daran. Mein Freund hatte mir am Telefon erzählt, dass er meinem Hund nun doch wieder Nassfutter gegeben hatte, denn Wuffi wollte partout das Trockenfutter nicht fressen. Nach drei Tagen war selbst ihm das dann doch nicht geheuer. „Das habe ich dir doch gleich gesagt“, sagte ich zu ihm, „Wuffi frisst nicht nur Trockenfutter. Beides zusammen ja, aber nicht nur Trockenfutter.“ Darauf antwortete er nichts mehr.

Meine Werte wurden langsam besser, aber waren laut der Ärzte noch immer nicht so, wie

sie für eine Entlassung sein sollten. Am Freitagvormittag wussten sie noch immer nicht, ob sie mich nach Hause lassen sollten oder nicht. Jedoch wurde ich langsam quengelig. Ich wollte endlich einfach nur heim und jammerte am Freitagmorgen den Ärzten bei der Visite wieder mal etwas vor. „Zu Hause werde ich am ehesten gesund“, sagte ich, „da ist mein Hund, da ist meine gewohnte Umgebung. Das alles trägt mit Sicherheit mehr zu meiner Gesundheit bei als all das hier in der Klinik.“

„Sie sind wirklich eine Nervensäge“, sagte der Chefarzt, „warten wir es bis heute Nachmittag ab, und dann entscheiden wir, ist das okay?“ Ich gab klein bei. Was blieb mir auch anderes übrig?

Als mein Freund anrief, sagte ich ihm, dass ich es erst am Nachmittag wissen würde, ob er mich am nächsten Morgen holen könnte beziehungsweise ob er am Abend schon losfahren sollte. Mein Freund wollte mit dem Wohnmobil hierherfahren. Daher wollte er schon an diesem Abend losfahren, im Wohnmobil dann irgendwo unterwegs übernachten, dass er frühzeitig bei mir wäre. Ich fühlte mich zwar immer noch zum Kotzen, aber ich wollte hier unbedingt raus. Nichts war für mich schlimmer, als hier noch länger in der Klinik liegen zu müssen.